

Wilfried Deppe

Arbeiterbiographieforschung*

Erwartungen an Oral History und Sozio-Biographie

Friedhelm Kröll hat im Einstiegsreferat sieben wissenschaftliche Bereiche genannt, in denen Arbeiterbiographien von Bedeutung sind. Georg Fülberth ist anschließend auf den Bereich 2 näher eingegangen: die Rolle von Arbeiterbiographien in der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung. Ich möchte in diesem Sinne fortfahren und einige ergänzende Anmerkungen zu den Bereichen 5 (»Oral History«) und 7 (»Sozio-Biographischer Ansatz«) machen.

Welcher forschungsmotivationale Hintergrund hat in Geschichtswissenschaft und Industriesoziologie eine »subjektive« und »biographische Wende« — wie sie von Friedhelm Kröll eingangs angedeutet wurde — überhaupt erst möglich gemacht? Welche Überlegungen und Kritikpunkte haben Historiker und Soziologen veranlaßt, sich intensiver mit dem Alltagsleben und den Lebensgeschichten von Arbeitern zu beschäftigen? Auf diese Fragen möchte ich nun etwas näher eingehen.

1. *Alltagsleben und Oral History: die neue Subjekt-Sicht in den Geschichtswissenschaften*

Bereits in den frühen 70iger Jahren — und damit etwa zum gleichen Zeitpunkt, den Friedhelm Kröll als Beginn der heutigen Biographie-Welle beschrieben hat — äußerte eine Gruppe kritischer Sozialgeschichtler Gedanken über eine anzustrebende »künftige Geschichtswissenschaft«. Diese Überlegungen wurden in den späten 70iger Jahren — als die Oral History Bewegung in Deutschland Fuß faßte — wieder aufgenommen und waren somit quasi die geistigen Vorläufer der heutigen »Geschichtsschreibung von unten«.

Kritisiert wurde seinerzeit, die »Annäherung der Geschichtswissenschaft an die Gesellschaft« beschränke sich im wesentlichen auf die Erfassung und Darbietung »äußerer Kriterien«: »Gesellschaft soll schon sein, wenn Warenströme, Einkommensverhältnisse, Produktionszahlen, Bevölkerungsstrukturen dargestellt werden« (Rittner, 1974, 65).

Kritisiert wurde auch, daß trotz einer großen Materialfülle viele zentrale Fragestellungen in den Geschichtswissenschaften weitgehend unbearbeitet geblieben seien.

»Verfügbar sind nur Informationen darüber, was Fakten, als Reihungen einmal zusammengenommen gleichsam selbst als Sinn hervorbringen. Nicht beantwortet

* Beitrag für den 3. Internationalen Kongreß Kritische Psychologie, Marburg, 1984

werden, um Beispiele anzugeben, Fragen zur Arbeitsteilung, zur Formveränderung der Arbeit in der Geschichte, zum Wandel der Familienstruktur. Noch kommen Themenbereiche wie die Strukturveränderungen sozialen Lernens, der Mentalität, des Zusammenhangs von Handeln und kultureller Legitimation in den Blick.« (Rittner, 1974, 73)

Hier deutet sich also bereits eine Öffnung für Fragestellungen an, die sich auf das »Individuum in Gesellschaft und Geschichte« beziehen und die nur in einem engen interdisziplinären Verbund mit anderen Sozialwissenschaften (z.B. Industrie- und Familiensoziologie) zu bearbeiten sind.

Dieser sozialhistorische Ansatz wurde Ende der 70iger Jahre speziell für die Industriearbeiterthematik weiter präzisiert. Anregungen hierzu finden sich etwa in einem Aufsatz von Lüdtkke (1978) mit dem bezeichnenden Titel: »Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen ›proletarischen Bewußtseins‹ in der Entfaltung der Fabrikindustrie«.

Diese Position versteht sich zwar nicht explizit als Beitrag zur Oral History, faßt aber wichtige Überlegungen zusammen, die auch von namhaften Oral-History-Forschern geteilt und in ähnlicher Weise formuliert werden. Da hier gleichzeitig ein direkter Bezug zur Industriearbeiterthematik gegeben ist, möchte ich einige Aussagen zitieren, um damit den »Subjekt-Bezug« dieses sozialhistorischen Ansatzes zu illustrieren.

Ausgehend von der Frage nach dem Zusammenhang von Produktionsweise und Lebensweise (und in Abgrenzung zum »Interessen«-Konzept als Analysezugriff: der »die Ambivalenzen und die noch unerschlossenen Möglichkeiten der Subjekte, die nicht strikt funktional oder kausal mit Systemzusammenhängen verknüpft werden können, ausblendet«) wird die Forderung nach »mikrologischen Untersuchungen begrenzter Konfigurationen« erhoben: »Ansätze, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse, Gruppen und Individuen weniger umstandslos zum ›Ding‹ oder zur ›Sache‹ machen«) Lüdtkke, 1978, 311f).

Indem das »tagtägliche Leben ›der‹ Arbeiter, die alltäglichen Eindrücke, Erfahrungen und Deutungen ihrer Lebensverhältnisse (Arbeit, Wohnen, Freizeit, Sport, Geselligkeit, Feste etc.) . . . als Grundlage auch politischer Einstellungen und Verhaltensweisen« (Editorial zu: Gesellschaft — Beiträge zur Marxschen Theorie 11, 1978, 14f) verstanden werden, wird von Lüdtkke (1978, 314f) ein »Arbeitsprogramm zu den Bedingungen ›proletarischen Bewußtseins‹ in der Entfaltung der Fabrikindustrie« u.a. durch folgenden Fragen präzisiert:

— wie ist ein »gleichsam ›breiterer‹ und sensiblerer Zugriff für die Vielfalt und den Zusammenhang der Wünsche, Strebungen, Erfahrungen, Expressionen und Aktionen der Menschen zu entwickeln . . . für die Situationen ihrer ›normalen‹ alltäglichen Abhängigkeiten und Routinen«;

— »wie lassen sich ›Alltagsleben‹ und ›Lebensweise‹ der Menschen angemessen analysieren und darstellen«;

— wo und wie lassen sich »Spuren unterdrückter Bedürfnisse« lokalisieren, die über explizite »Äußerungen von Unmut, Opposition und Widerstand« hinausgehen;

- »welches Potential gab es für die Überwindung von Fremdbestimmung, d.h. für Autonomie der Subjekte und der solidarischen Gruppen«;
- »wie wurden Chancen zur Distanzierung von gesellschaftlichen und herrschaftlichen Zumutungen wahrgenommen, wie wurden Möglichkeiten für alternative ›projects‹ gesehen und genutzt«;
- ob und wie wurden angesichts kollektiver Chancenlosigkeit »Möglichkeiten von Widerstand oder von Verweigerung wahrgenommen . . . sei es als kollektives Handeln, sei es als individualistisches Ausweichen, wie es als Widersetzlichkeit, als Betriebs- oder Ortswechsel, als Qualifizierung oder als ›Vorratssparen‹ in Erscheinung trat«;
- »zeigen Bekundungen der ›Arbeitsfreude‹ nur Anpassung an die Erwartungen der Fabrikherren? Bedeutete erklärte ›Zufriedenheit‹ (bei unterdurchschnittlich bezahlten Unqualifizierten) nur Resignation? Ist demgegenüber der Versuch, in der Hierarchie des Betriebs aufzusteigen oder durch Betriebs- und Branchenwechsel Lohn und ›Zufriedenheit‹ zu steigern (bei Besserbezahlten vornehmlich), allein Ausdruck der Anpassung an individualisierende Aufstiegsmechanismen oder auch Ausdruck eines Bedürfnisses nach Autonomie und Selbstverantwortung?«
- inwieweit bestanden »an der Basis und ›vor‹ der Infiltration durch eine Bewußtseinsindustrie sehr differenzierte, nicht strikt politische, aber immerhin politisierbare Bedürfnisse nach ›gutem Leben‹ und Verausgabung«;
- »war aber damit auch die weitgehende Anpassung und ›kleinbürgerliche‹ Beruhigung in der Lebensweise im Alltag verbunden.«

Diese — hier nur kurz angedeutete — sozialgeschichtliche Position bietet vielfältige Hinweise auf ein neues Subjekt-Verständnis in den Geschichtswissenschaften. An dieser Stelle kann darauf jedoch nicht weiter eingegangen werden. Deshalb hier nur zwei knappe Andeutungen.

Die zentrale Forderung nach angemessener Analyse von »Alltagsleben und Lebensweise der Menschen« beinhaltet einerseits eine Abgrenzung gegenüber »Analyserichtungen, die gesellschaftliche Vorgänge in hochaggregierten Zahlenreihen auszudrücken suchen« (Lüdtke, 1979, 496). Kritisiert wird dabei, daß sich weder politische Interessenlagen und Motivationen, noch Verhaltensweisen und Sinngebungen von Arbeitern »auf eine derartige ›Diagonale‹ zusammenziehen lassen« (ebd. 1979, 496). Auch die »Entstehungs- und Formierungsprozesse der Sozialgruppe (der Industriearbeiter)« seien durch »hochaggregierte Zahlenreihen« nicht adäquat zu erfassen und in ihren sozialen, politischen und bewußtseinsmäßigen Implikationen zu interpretieren.

Andererseits wird in diesem Argumentationszusammenhang eine inhaltliche und methodische Umakzentuierung für notwendig erachtet: die persönliche Erfahrung von Industriearbeitern dürfe nicht länger eine »vernachlässigte Dimension der Arbeitergeschichte« sein, sondern müsse zu einem zentralen Erkenntnisgegenstand sozialgeschichtlicher Forschung werden.

»Wird die Erfahrung von einzelnen oder Gruppen in der angedeuteten Weise zum Thema, dann ist vielleicht das Problem angemessener bezeichnet, wie soziale Reali-

tät, d.h. hier: fabrikindustrielle Lebensweise historisch-konkret »entsteht« und »gemacht« wird.

Dabei erscheinen die gegebenen Bedingungen nicht mehr nur als systembedingte »Verhaltensimperative«, sondern als eigene wie fremde Vergangenheit, als tägliche Wahrnehmungs- und Deutungsleistung — konkret: als Hoffnungen, aber vor allem auch Sorgen und Ängste von Frauen und Männern, Erwachsenen und Kindern um Sicherung der Subsistenz.« (ebd. 1979, 510)

Als Exkurs sei angemerkt, daß hier bereits Überlegungen zur Subjekt-Problematisierung angestellt werden, wie sie sich (später) auch in der Kritischen Psychologie finden lassen. So kritisiert z.B. Holzkamp (1983, 126f) das Unmittelbarkeitspostulat in der Psychologie: »Der Mensch wird . . . aufgefaßt als Individuum unter Bedingungen, und seine Abhängigkeit von diesen Bedingungen wird untersucht, aber die andere Seite, nämlich der Mensch als Produzent seiner Lebensbedingungen, diese Seite fällt weg.« Dieses Unmittelbarkeitspostulat der traditionellen Psychologie ist insofern problematisch, weil es nur eine »einseitige« Beziehung zwischen Individuum und Umwelt unterstellt: die Gesellschaft ist vorgegeben, das Individuum ist diesen Verhältnissen unterworfen, die Psychologie reduziert ihr Erkenntnisinteresse auf die Frage, »wie findet sich das Individuum da zurecht, wie entwickelt es sich da rein« (Holzkamp, 1983, 127). Statt dieser »Einbahnstraße« ist jedoch von einer »Doppelbeziehung« auszugehen: »die Menschen schaffen einmal Lebensverhältnisse und gleichzeitig existieren sie unter diesen Lebensbedingungen. Der Mensch ist sowohl Produzent seiner Lebensbedingungen, er ist diesen aber auch unterworfen« (ebd. 1983, 126).

Der Blick auf eine solche Doppelbeziehung ist auch für die vorher beschriebene Position innerhalb der Sozialgeschichte charakteristisch: persönliche Erfahrungen von Arbeitern sollen auch deshalb in historischen Studien stärker berücksichtigt werden, um »gegebene Bedingungen nicht mehr nur als systembedingte Verhaltensimperative« erscheinen zu lassen.

Der geforderte neue Typ sozialhistorischer Untersuchungen soll deshalb zum einen eine präzisere und detailbewußtere Durchmusterung alltäglicher Lebensumstände beinhalten. Zum anderen ist er gekennzeichnet durch eine bewußte Konzentration auf biographisch-lebensgeschichtliche Erfahrungen von Industriearbeitern, die nicht unbedingt zu den Repräsentanten und Führungsgruppen der Arbeiterbewegung gehören.

Auf der Basis dieser Überlegungen hat sich inzwischen eine Forschungsrichtung etabliert, die in den anglo-amerikanischen Ländern unter der Bezeichnung »Oral History« bekannt ist. Um möglichen übertriebenen Erwartungen vorzubeugen: die Oral History in Deutschland (gelegentlich etwas unglücklich übersetzt als »mündliche Geschichte«) ist zunächst noch eher ein Programm für eine andere Art historischer Forschung, jedoch (noch) keine »etablierte Methode« oder »eigenständige Disziplin«. Wenn

z.B. in diesem Zusammenhang von einer »noch unverlesenen Gemengelage« (Niethammer, 1980, 21) gesprochen wird, so steht dies für eine Vielzahl offener Probleme, unterschiedlichster Erkenntnisinteressen und methodischer Ansätze, die unter der gemeinsamen Flagge »Oral History« versammelt sind.

Trotz aller Unterschiede scheint jedoch in einigen Punkten Einigkeit zu bestehen:

— in der Kritik an historischen Untersuchungskonzeptionen, die Individuen und gesellschaftliche Gruppen »von oben herab« (»Makro«-, »Vogelschau«-, »Organisations«-, »Grundkategorien«-Perspektive) analysieren;

— in der Abgrenzung gegenüber Untersuchungsansätzen, in denen Individuen oder Gruppen zum »Ding« oder zur »Sache« gemacht werden;

— in einer kritischen Distanz auch zu Erkenntnisinteressen, die sich z.B. ausschließlich auf »die« Arbeiterklasse (und ihr gesellschaftsveränderndes Potential) richten, nicht jedoch auch auf Alltag, Lebensgeschichte und persönliche Erfahrungen von Arbeitern als »Individuen«;

— im Bemühen um die »Subjekte der Geschichte«, die »im Alltag tätigen, jedoch nicht aus ihm heraustretenden Menschen« (Bajohr, 1980, 668);

— im Interesse an den »Unterprivilegierten und den Unterlegenen, den verschütteten Alternativen, den Lebensformen, die politisch nicht repräsentiert und ökonomisch nicht marktfähig sind« (Niethammer, 1978, 458);

— in der (zwar kaum ernsthaft bestrittenen, aber dennoch in den Sozialwissenschaften nur wenig berücksichtigten) Erkenntnis: »auch Arbeiter, Bauern oder Beamte haben eigene Lebensgeschichten, durch die sie Geschichte erfahren und mitgestalten« (Niethammer, 1978, 458);

— in zwei weiteren zentralen »Leitmotiven« von Oral History Forschung, die Niethammer (1980, 19f) einmal wie folgt beschrieben hat:

»Methoden wie das Erinnerungsinterview« können und sollen »zur Einheit und zur historischen Dimension der Sozialwissenschaften beitragen«.

»Mit der Hinwendung zur individuellen Biographie und kollektiven Erfahrung« werden »politökonomische Paradigmen für das Verständnis moderner Gesellschaften, die sich an politischen Institutionen und sozialer Schichtung, Machtverteilung, Funktionsbezügen und Systemreproduktion orientieren, in die Rollen von Rahmengrößen zurückgedrängt«.

2. Arbeiterleben und Sozio-Biographie: Begründungen für Subjekt-Ansätze in der Industriesoziologie

Viele dieser Überlegungen und Forderungen werden mit gleichen oder ähnlichen Formulierungen von Soziologen geäußert. Die Forderung nach

einer »Geschichte von unten« und nach verstärktem Einsatz »diachroner Interviews« und »massenbiographischer Methoden« findet sich also auch bei Soziologen, die sich der Biographie-Forschung zugewandt haben. Hier bestehen ebenfalls Erwartungen, mit alternativen Untersuchungsansätzen »den »wirklichen Lebensverhältnissen« näher zu kommen als mit den Abstraktionen und Objektivationen der geläufigen Theorien und Methoden« (Kohli, 1978, 9). Im folgenden sollen diese Erwartungen im Kontext der Industriearbeiter-Forschung diskutiert werden.

Industriearbeiter sind inzwischen zu einer bevorzugten Untersuchungspopulation von soziologischer Lebenslauf- und Biographieforschung geworden. Dies ist nun keineswegs ein Zufall, sondern Resultat bestimmter Denkschemata in Wissenschaft und öffentlichem Bewußtsein. Gemeint sind speziell solche Argumentationsmodelle, die auf Vorstellungen vom sogenannten »traditionellen Arbeiter« beruhen und die diese Vorstellungen als Interpretationsfolie für die Analyse und Beurteilung heutiger Arbeiterexistenz verwenden. Warum gerade die Kritik an solchen Argumentationsmodellen und Untersuchungskonzeptionen zum Motor und Ausgangspunkt für Biographie- und Lebenslaufforschung über Arbeiter wurde, dies soll nun kurz erläutert werden.

Wie auch von Historikern angemerkt wird, ist es eine fast zwangsläufige Konsequenz bestimmter Denkmodelle und Geschichtsbilder, daß sie »alle in irgendeiner Form in der Verbürgerlichungsthese endeten« (Langewiesche/Schönhoven, 1981, 11). Viele historische und soziologische Untersuchungen haben diese These (leider) nur allzu deutlich bestätigt. Fast immer lag dies an der Verwendung »verzerrter Geschichtsbilder« vom »traditionellen Arbeiter«, die »ein »gesichtsloses«, in sich kaum differenziertes Proletariat« (ebd. 1981, 11) beschreiben. Dient dies bei einem früher-heute Vergleich dann als Bezugsbasis, so wird heutige Arbeiterexistenz zumeist als in vielfacher Hinsicht »defizitär« charakterisiert. Den heutigen Arbeiter als »verbürgerlicht« zu kennzeichnen, ist dabei noch eine vergleichsweise milde Form der Defizit-Zuschreibung durch Sozialwissenschaftler, die ein bestimmtes Bild vom »traditionellen Arbeiter« (vorschnell) mit der Arbeiterexistenz früherer Zeiten gleichgesetzt haben.

Der »traditionelle Arbeiter«: verzerrtes Geschichtsbild und problematische Interpretationsfolie

Dieses Bild vom »traditionellen Arbeiter« enthält als Grundannahmen zumeist eine oder mehrere der im folgenden — etwas pointiert — dargestellten Vorstellungen:

- In früheren Zeiten waren Industriearbeiter Mitglieder einer weitgehend »homogenen und stabilen Arbeiterklasse«.
- Sie hatten »kollektive Verhaltens- und Bewußtseinsmuster«.

- Ihre Orientierungen waren »solidarisch«.
- Ihr gesellschaftliches Bewußtsein war relativ »einheitlich«, »konsistent« und »marxistisch geprägt«.
- Ihre »gemeinsamen Interessen« und Handlungstendenzen waren auf »grundlegende gesellschaftliche Veränderungen« mit dem Ziel einer »Überwindung des kapitalistischen Systems« gerichtet.
- Ihr Leben war eingebunden in eine »eigenständige Arbeiterkultur« und in »klassenspezifische Einflüsse« unterschiedlicher Art und Ausprägung.
- Das Leben in »speziellen Arbeiterwohnvierteln« der Großstädte bzw. in »geschlossenen Arbeiterkolonien« industrieller Ballungsgebiete war für sie ebenso kennzeichnend wie ein »wenig privatisiertes« außerbetriebliches Verhalten.
- Im Leben außerhalb der Fabriken (um hier das viel geschmähte Wort »Freizeit« zu vermeiden) spielten also Kontakte mit Arbeitskollegen, Freunden, Nachbarn »aus der gleichen sozialen Schicht« mindestens eine so große Rolle wie die Beschäftigung mit der eigenen Familie.
- Ähnlich große Bedeutung hatten außerhäusige Aktivitäten im gewerkschaftlichen, politischen und vereinsmäßigen Bereich.
- Aufgrund der — ebenfalls postulierten — »Selbstrekrutierungsfunktion der Familie für die Schichtzugehörigkeit« bzw. einer »Selbstreproduktion der Arbeiterklasse« waren Arbeiter diesen Einflüssen quasi von der Geburt bis zum Tode ausgesetzt: etwa nach Motto »einmal Arbeiter, immer Arbeiter«.

Gegen dieses Geschichtsbild vom »traditionellen Arbeiter« sind nun durchaus Einwände erhoben worden: Es entspreche eher der Tradition englischer als deutscher Industriesoziologie. Ein solches Bild von der historisch-sozialen Realität sei doch wohl zu einfach und deshalb auch falsch. Der »traditionelle Arbeiter« sei lediglich als Denkfigur, Konstrukt (z.B. als Arbeitshypothese oder gedankliche Hilfskonstruktion für die Beschreibung nicht oder nicht mehr konkret beobachtbarer Erscheinungen), theoretische Kategorie oder Abstraktion zu verstehen, dürfe also nicht als historisch-realer Tatbestand verstanden werden.

Diese und andere Einwänder sind weder neu, noch steht ihre Berechtigung in Frage. Auch kann und soll nicht bezweifelt werden, daß Wissenschaftler, die zum Thema Industriearbeiter geforscht haben, diese Einwände reflektiert haben. Um so mehr überrascht es jedoch, wie sehr in der sozialwissenschaftlichen Diskussion am Bild vom »traditionellen Arbeiter« festgehalten wird. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn soziale Lage, gesellschaftliches Bewußtsein und Entwicklungstendenzen heutiger Arbeiter am Vergleichsmaßstab »traditioneller Arbeiter« gemessen werden. Die Vergleiche von vergangener und aktueller Arbeiterexistenz münden dann häufig in »Defizit«- und »Verlust«-Argumentationen.

Verlust-Konzepte und Defensiv-Argumentationen

Was früher für »die« Arbeiter und ihr Leben angeblich kennzeichnend

war und was sie von anderen gesellschaftlichen Gruppen unterschieden hat, ist — nach diesem Argumentationsmodell — heute »nicht mehr« oder »nur noch in Bruchstücken« vorhanden. Graduelle Akzentuierungsunterschiede in dieser Argumentation beschränken sich auf die Frage, ob bestimmte Aspekte der »traditionellen« Arbeiterexistenz »schon« oder »noch nicht ganz« verloren gegangen sind. Auf diesem Hintergrund wird denn z.B. für heutige Arbeiterexistenz folgendes behauptet:

- ein »Verlust« ehemals kollektiver Lebens- und Bewußtseinsformen innerhalb der Arbeiterschaft;
- der »Abbau« einer eigenständigen und umfassenden Arbeiterkultur;
- eine »Reduzierung« traditionellen Klassenbewußtseins oder mindestens eine »Zerfaserung« des ursprünglich einheitlichen Arbeiterbewußtseins;
- die »Aufweichung« solidarischer Verhaltensweisen;
- eine »Enthomogenisierung« und »Entpolitisierung« innerhalb der Arbeiterklasse;
- eine »Differenzierung« im Arbeits- und Reproduktionsbereich
- eine »Assimilation« an »bürgerliche« Verhaltensstile, Konsumgewohnheiten und Normensysteme;
- insgesamt also eine »Auflösung« der vormals angeblich relativ geschlossenen, einheitlichen und stabilen Arbeiterschaft.

»Die Industriearbeiterschaft galt lange Zeit als das Proletariat schlechthin . . . Was nun die Industriearbeiter betrifft, so gibt es bei uns in der Bundesrepublik zur Zeit nur wenige Meinungsverschiedenheiten: Es scheint absolut festzustehen: Der Arbeiter von heute ist kein Proletarier mehr . . . Aus einer außerhalb der Gesellschaftsordnung stehenden revolutionären Klasse ist eine Schicht von Arbeitsbürgern mittelständischer Prägung geworden . . .

Diese Meinungen werden nun heute mit solcher Penetranz, Selbstsicherheit und Selbstgefälligkeit vorgetragen, daß es reizt, das Gegenteil zu behaupten, allein, um die Selbstzufriedenheit, die sich überall breitmacht, zu erschüttern . . .

Wir haben keinen Grund zur Selbstzufriedenheit. Die sozialen Probleme, die früher das Leben der Industriearbeiterschaft überschatteten und sie zwangsläufig zu einem Unruheherd ersten Ranges machten, sind keineswegs alle gelöst . . .« (Bahrdt u.a. 1962, 25f).

Dieses Zitat stammt aus einem der meistverkauften sozialwissenschaftlichen Publikationen der 60iger Jahre, die sich mit Fragen gesellschaftlicher Veränderungen in der BRD beschäftigt haben. Zwar wird auch hier das Klischee vom »traditionellen« Arbeiter thematisiert. Jedoch wird dieses ebenso als »Glaubensgrundsatz« problematisiert wie die — viel beschworenen — »Verbürgerlichungstendenzen« innerhalb der Arbeiterschaft, die durch das »Wirtschaftswunder« der Nachkriegsjahre — angeblich — bewirkt wurden.

Diese — im doppelten Sinne kritische — Problemsicht ist jedoch unter deutschen Sozialwissenschaftlern eher die Ausnahme als die Regel. Hier dominiert bis heute eine Argumentation, die — etwas pointiert formuliert

— unter dem Motto steht: Industriearbeiter sind heute auch nicht mehr das, was sie früher einmal waren. Die vielfältigen Varianten von »Verbürgerlichungs«-, »Nivellierungs«- und »Assimilations«-Thesen sind somit Ausdruck und Resultat umstandslos generalisierter Geschichtsbilder vergangener Arbeiterexistenz und einer wenig gesellschaftskritischen Analyse von Lage, Verhalten und Bewußtsein heutiger Arbeiter. Ähnliches gilt auch für die in den 70iger Jahren geführte Diskussion um den sogenannten »neuen« Arbeiter, auf die ich hier nicht eingehen kann.

Eine weitere Konsequenz ist die — keineswegs nur unter linken Wissenschaftlern verbreitete — Suche nach »noch vorhandenen« oder »noch nicht völlig zerstörten« Strukturen einer postulierten »traditionellen« Arbeiterexistenz. Diese ergibt dann als Untersuchungsergebnis fast immer ein »heute nicht mehr konsistentes« oder »nicht mehr durchgängig kollektivistisch orientiertes« Arbeiterbewußtsein. Im Gegensatz zu früher sei Arbeiterbewußtsein heute nur noch »inkonsistent«, »bruchstückhaft«, »ambivalent« oder »widersprüchlich«: »Auf politisches Bewußtsein als inhaltlich einheitlichem, in sich strukturiertem Argumentationszusammenhang, der politisches Verhalten einsichtig bestimmt, trifft man äußerst selten« (Milhoffer, 1973, 238).

Zwischenbilanz

Solange »die These von der Auflösung des Klassenbewußtseins und damit die Unterstellung, ein derartiges in sich stimmiges, spezifisch proletarisches Bewußtsein habe in der Vergangenheit bestanden« (Herkommer/Bierbaum, 1979, 189) die Diskussion bestimmen, solange bleibt es bei den angedeuteten argumentativen Sackgassen und bei einer resignativ-defensiven Einschätzung über heutiges Arbeiterschicksal. Dies gilt für Forscher unterschiedlichster wissenschaftlicher und politischer Provenienz: für Studien mit marxistischer Fundierung also genauso wie für Untersuchungen ohne oder mit bewußter Abgrenzung gegenüber diesem gesellschaftlich-wissenschaftlichen Ansatz.

Das Thema »Industriearbeiter« führt oder verführt offenkundig dazu, sich bestimmter generalisierter Denkschablonen über die gesellschaftliche Vergangenheit (und Gegenwart) von Arbeitern zu bedienen. Dies führt dann — im wahrsten Sinne des Wortes — zu »Kurz-Schlüssen« und argumentativen Sackgassen: zu »Verlust«- und »Defensiv«-Argumentationen auf der einen (marxistischen) Seite und zu »Nivellierungs«- und »Verbürgerlichungs«-Thesen auf der anderen (nicht-marxistischen) Seite. Beide Schlußfolgerungen (oder sollte man nicht besser »Kurzschlußfolgen« sagen) werden je nach gesellschaftlich-politischem Standpunkt entweder resignativ oder eher frohlockend aufgenommen und kommentiert.

Mit gegenseitiger Kritik an den jeweils anderen Interpretationen wird

dabei zwar nicht gespart. Der mögliche Realitätsgehalt der gemeinsamen Grundannahme — d.h. das Geschichtsbild vom »traditionellen« Arbeiter — wird jedoch zumeist nicht problematisiert und gilt somit als grundlegende Prämisse für ansonsten sehr unterschiedliche Richtungen in der Soziologie.

Arbeiterforschung »sozio-biographisch«:
»kollektive Subjektivität« in Arbeiterbiographien

Die bisherigen Ausführungen sollten folgendes verdeutlichen:

1. Eine realistische Auseinandersetzung mit Leben und Bewußtsein von Industriearbeitern aus historisch früheren Epochen (z.B. die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, Weimarer Zeit und die Phase vor der Zerschlagung der Arbeiterbewegung durch den Nationalsozialismus) wird durch die verzerrende Interpretationsfolie eines vereinfachten Geschichtsbildes vom »traditionellen« Arbeiter außerordentlich erschwert. Auf dieser Erkenntnis basieren sowohl Oral History als auch biographische Ansätze in der (neueren) Industriesoziologie.

2. Eine angemessene Analyse und Interpretation aktueller Entwicklungstendenzen in der Industriearbeiterschaft ist auf dem Hintergrund solcher Argumentationsmodelle über eine vergangene Arbeiterexistenz noch weniger möglich. Hieraus leitet sich die Forderung nach Biographieforschung in der Soziologie ab.

Diese Akzentuierung in Sozialgeschichte und Soziologie scheint sinnvoll und plausibel. Gängige Geschichtsbilder vom »traditionellen« Arbeiter konnten wohl auch deshalb eine zentrale Bedeutung erlangen und bis heute bewahren, weil der lebensgeschichtliche Aspekt von Arbeiterschicksal bislang in den Sozialwissenschaften weitgehend vernachlässigt wurde.

Wird der — in Oral History und soziologischer Biographieforschung geforderte — Versuch, »vorschnelle abstrakte Kollektivbegriffe lebensgeschichtlich zu entypisieren und sie damit für neue Untersuchungen sozialer Zwänge, Bedürfnisse, Erfahrungen und Motive zu öffnen« (Niethammer, 1978, 458) nicht als Travestie oder Sakrileg (gegenüber »heiligen Kühen« im wissenschaftlichen und öffentlichen Selbstverständnis) verstanden sondern als Herausforderung und Chance, so ist die »Produktion« und Analyse der (erzählten oder selbst aufgeschriebenen) Lebensgeschichten von (älteren und jüngeren) Arbeitern sicherlich ein adäquates Vorgehen und ein (erster) Schritt in die richtige Richtung.

Ob damit gleichzeitig auch der (noch weitergehende) Anspruch eingelöst wird, »Erfahrung genetisch als dynamische Kategorie zu entwickeln und auf ihre individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen zu beziehen« (Niethammer, 1978, 484), ist augenblicklich jedoch noch eine offene Frage. Dieser Anspruch ist allerdings mindestens so alt, wie die ebenfalls noch zu klärende Frage nach den »Konstitutionsbedingungen von Arbei-

terbewußtsein«, die die Industriesoziologie seit ihren Anfängen beschäftigt hat.

Unabhängig davon kann ein stärkerer Bezug auf die Lebensgeschichte von Arbeitern dazu beitragen, »abstrakte Zuordnungen von Klassenlagen und bestimmten Ideologien zu überwinden« (Niethammer, 1978, 484). Die damit — möglicherweise — verbundenen Erkenntnisfortschritte in der Frage von Bewußtsein und Aktionspotential bei Arbeitern könnten dann symbolhaft reduzierte Klischees vom (»traditionellen« oder »neuen«) Arbeiter ebenso überflüssig machen wie eindimensionale »Verlust«-, »Nivellierungs«- oder »Verbürgerlichungs«-Thesen (die durch ihre ständige Wiederholung weder richtiger werden, noch aus den argumentativen Sackgassen herausführen, an deren Entstehung und Verfestigung sie selber wesentlich beteiligt waren).

Insgesamt scheint also die Zeit reif zu sein für Untersuchungsansätze: (1) die auch Arbeiter als reflexions- und artikulationsfähige Personen ernst nehmen; (2) die auch Arbeitern (neben allen klassenspezifischen Aspekten) persönliche und individuelle Erfahrungen zubilligen; (3) die auch für Arbeiter anerkennen, daß »die bewußte Rekapitulation der eigenen Lebensgeschichte eine wichtige Form der Orientierung in der Welt wie auch der Identitätsfindung« (Bahrtdt, 1975, 10) ist bzw. sein kann; (4) die auch für Arbeiter die (mündliche oder schriftliche) Wiedergabe von Lebensgeschichten als wertvolle Informationsbasis und wissenschaftlichen Zugewinn begreifen.

Arbeiterleben »sozio-biographisch«: ein erster empirischer Versuch

Eine erste empirische Untersuchung in dieser Richtung ist aus dem Forschungszusammenhang des SOFI-Göttingen heraus entstanden. Sie hat den Titel »*Drei Generationen Arbeiterleben*«. Eine sozio-biographische Darstellung« (Deppe, 1982). Einige wichtige Aspekte dieses Ansatzes hat Friedhelm Kröll bereits im Punkt 7 seines Einstiegsreferats ganz richtig skizziert. Ich möchte dem als Ergänzung noch einiges hinzufügen, um die »sozio-biographischen« Aspekte dieses Ansatzes in ihrer Besonderheit deutlich werden zu lassen.

1) *Nicht die Biographie als singulärer Gegenstand* interessiert hier und damit auch nicht die Einzigartigkeit oder Individualität von Subjekten. Es soll vielmehr die »Sozio-Biographie« erforscht werden, d.h. die Lebensgeschichte von Arbeitern in ihren vielfältigen kollektiven, klassen-, schicht- und generationenspezifischen Bezügen. Wie Friedhelm Kröll bereits angemerkt hat, dient dies zur Konkretisierung des subjektiv-sozialen Lebens- und Erfahrungshintergrunds innerhalb der Arbeiterschaft und zur historischen Perspektivierung aktualempirischer Untersuchungen dieser gesellschaftlichen Gruppe.

2) *Nicht der Einzelfall in seiner Besonderheit interessiert.* Über eine gezielt vorstrukturierte Untersuchung von *repräsentativen Fällen* sollen vielmehr »Muster, generelle Strukturen, Ablauformen, Regeln, Strukturtypen, Lösungsformen« (Fuchs, 1984, 161) herausgearbeitet werden. Diese Art der Biographieforschung hat also durchaus (noch) den Anspruch, über Einzelfälle hinaus zu Verallgemeinerungen zu kommen: nämlich — wie im Fall der SOFI-Studie — zu »charakteristischen biographischen Verläufen und typischen lebensgeschichtlichen Erfahrungen« von Industriearbeitern aus unterschiedlichen Generationen (Deppe, 1982, 25). Sozio-Biographien zielen damit auf einen Erfahrungshintergrund, »der auch von anderen geteilt wird, der somit gewissermaßen die kollektive Seite eines Lebens- und Erfahrungszusammenhangs darstellt und möglicherweise als Moment gemeinsamen Klassenschicksals anzusehen ist« (Deppe, 1982, 25).

3) Dies beinhaltet auch eine vorab vorgenommene »gezielte Auswahl der Einzelfälle«: d.h. ein geschichtetes Sample von Arbeitern aus verschiedenen Sozialmilieus und mit unterschiedlichen wie auch mit gemeinsamen Lagemerkmale der aktuellen Arbeits- und Lebenssituation.

»Nicht Lebensläufe beliebiger Personen gilt es zu untersuchen, sondern Lebensläufe von Personen, die sich in einer ähnlichen, vergleichbaren Sozialisationsituation befanden. Der individuelle Erfahrungshorizont kann dann zum Ausdruck kollektiver Erfahrungen werden.« (Steinbach 1980, 319 zit. bei: Fuchs 1984, 163)

Dieses Zitat aus der Oral History Forschung gilt also entsprechend für den sozio-biographischen Ansatz in der Industriesoziologie.

4) Ferner ist nach dieser Konzeption von Arbeiterbiographieforschung eine gezielte Vorstrukturierung in der Erhebungsmethode wichtig, um spätere Typisierungen zu ermöglichen. Die sozio-biographische Rekonstruktion des Lebensweges soll zwar viel Raum für dessen genaue und detaillierte Schilderung lassen. Gleichzeitig soll ein strukturiertes biographisches *Leitfadeninterview* geführt werden, daß auch die Möglichkeit bietet, »im Rahmen aller Biographien nach typischen Kollektiverfahrungen und nach solchen lebensgeschichtlichen Stationen und Veränderungen zu fragen, die . . . allen Befragten gemeinsam oder aber . . . nur im Lebensweg bestimmter Gruppen von Bedeutung waren: Die Komplexität des individuellen Lebensverlaufs und die Beliebigkeit seiner Schilderung werden deshalb auf die Stationen des Lebens reduziert (*biographische Knotenpunkte*), zwischen denen chronologisch das Leben in Phasen verläuft und an denen die objektive Realität als erfahrbare Veränderung der Lebens- und Arbeitssituation sich gleichsam als klassenspezifischer Erfahrungszusammenhang aufdrängt. Es sind jene typischen Situationen, die individuelle Lebensverläufe trotz ihrer Vielfalt enthalten und die zu einer allgemeineren, den Alltagshorizont überschreitenden Erklärung auffordern.« (Deppe, 1982, 25f).

5) Diese — für den sozio-biographischen Ansatz kennzeichnende —

Vorstrukturierung in Sampleauswahl und Erhebungsmethode zielt auf verallgemeinerungsfähige Aussagen und Typisierungen im Arbeiterschicksal. Dies steht im Kontrast zu anderen Biographie-Konzepten, in denen der Anspruch auf Verallgemeinerung gar nicht erst gestellt wird: die sich also u.U. mit der Erhebung und Darbietung von Einzelfällen (»die nichts anders sein wollen als besondere Fälle«: Fuchs, 1984, 166) begnügen.

Hier unterscheidet sich also der sozio-biographische Ansatz (in dem der »biographische Aspekt« zurückgebunden bleibt an die leitende Erforschung sozialtypischer Erscheinungsformen und Verarbeitungsprozesse) von Versuchen einer »Rehabilitierung der Subjektivität«, die im Einstiegsreferat von Friedhelm Kröll bereits recht kritisch gewürdigt wurden.

Auch ich teile nach Kenntnis vieler (meist noch nicht abgeschlossener) Biographie-Projekte inzwischen die Sorge, die augenblickliche Biographie-Welle könne zu einer naiven Subjekt-Gläubigkeit und zu einer blinden Objektivismus-Kritik verkommen. Deshalb möchte ich die warnenden Worte von Friedhelm Kröll an das Ende meiner Ausführungen stellen, um sie mit dieser Wiederholung uns allen noch eindringlicher als Warnung vor Augen zu führen:

»Über ideologische, politische, wissenschafts- und literaturkonzeptionelle Positionen . . . hinweg ist das Bemühen, das Subjekt, die individuelle Subjektivität gegen die Macht des Objektiven, seien es Organisationen oder wissenschaftliche Kategorien, ins Recht zu setzen, zu rehabilitieren, soll ich sagen: zu retten. Anders, der Trend zur Auflösung des Objektiven ins Subjektive ist unverkennbar . . .

Es sollte nachdenklich stimmen, wenn die rechte Historiographie angesichts einer losgelassenen Objektivismus-Kritik über die sog. »Wiederkehr des Menschen« in den Wissenschaften sich sichtlich freut. Denn am Ende der Gasse blinder Objektivismuskritik lauert . . . der lebensphilosophische Irrationalismus, der zusammen mit einer subjektivistischen Vitalisierung der Wissenschaften die Auflösung der Organisationen der Arbeiterbewegung im Namen der Rettung des Einzelnen von der deformierenden Macht der Bürokratien fordert.

Ich jedenfalls halte die anti-soziologische, anti-objektivistische, inzwischen hier und da auch schon anti-wissenschaftliche Begleitmusik zur »Rehabilitierung der Subjektivität« für bedenklich. Diese Tendenzen sollten nicht die Rhythmusgruppe, den volkstümlichen Stimmungshintergrund für das Herangehen an die »Probleme der Arbeiterbiographie-Forschung« bilden.«

Literaturverzeichnis

- Bahrdt, H.P. u.a., 1962: Gibt es noch ein Proletariat?, Frankfurt (EVA).
 Bahrdt, H.P., 1975: Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern, in: Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential, (hrsg. von M. Osterland), Frankfurt (EVA): 9-37.
 Bajohr, S., 1980: »Oral History« — Forschung zum Arbeiteralltag, in: Das Argument 123: 666-676.
 Deppe, W., 1982: Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung, Frankfurt (CAMPUS).

- Fuchs, W., 1984: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Herkommer, S./Bierbaum, H., 1979: Industriesoziologie. Bestandsaufnahme-Kritik-Weiterentwicklung, Stuttgart (Enke).
- Holzcamp K., 1983: Der Mensch als Subjekt wissenschaftlicher Methodik, in: Braun, K.H. u.a., Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum, Marburg (Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft).
- Kohli, M., (Hrsg.), 1978: Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt-Neuwied (Luchterland).
- Langewiesche, D./Schönhoven, K., 1981: Zur Lebensweise von Arbeitern in Deutschland im Zeitalter der Industrialisierung, in: Langewiesche, D./Schönhoven, K., (Hrsg.), Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Paderborn (Schöningh): 7-33.
- Lüdtke, A., 1978: Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen »proletarischen Bewußtseins« in der Entfaltung der Fabrikindustrie, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11, Frankfurt (Suhrkamp): 311-350.
- Lüdtke, A., 1979: Erfahrung von Industriearbeitern. Thesen zu einer vernachlässigten Dimension der Arbeitergeschichte, in: Conze, W./Engelhardt, U., (Hrsg.), Arbeiter im Industrialisierungsprozeß, Stuttgart (Klett): 494-512.
- Milhoffer, P., 1973: Familie und Klasse. Ein Beitrag zu den politischen Konsequenzen familialer Sozialisation, Frankfurt (Fischer).
- Niethammer, L., 1978: Oral History in USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte, XVIII Bd., Bonn (Verlag Neue Gesellschaft): 457-501.
- Niethammer, L., (Hrsg.), 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt (Syndikat).
- Ritter, V., 1974: Zur Krise der westdeutschen Historiographie, in: Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft 1. Kritik-Theorie-Methode, (hrsg. von Geiss, I./Tamchina, R.), München (Hanser): 43-74.
- Steinbach, L., 1980: Lebenslauf, Sozialisation und erinnerte Geschichte, in: Niethammer, L., (Hrsg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, Frankfurt (Syndikat): 291-322.